

Erlebtes und gelebtes Großmuttersein

Inga Wild

Das Weitergeben von Leben – ein Geheimnis, das in uns allen leuchtet und sich Wege sucht! Tiefere Bindungen an Zugehörige und Ahnen lassen sich bereits in frühen Erfahrungen mit Kindern erleben. Sie suchen „mehr“ Zugehörigkeiten als Eltern und Geschwister. Wie stärkend die Eltern der Eltern für Enkel wirken, habe ich in vielen Aufstellungen erleben dürfen – auch wenn nicht alles „im Reinen“ war. Wichtig, dass es sie gab und sie zu erleben waren. Wenn Familiengeheimnisse an den Tag kommen, die historische Hintergründe öffnen, wird es leichter, sie als Ahnen mit Respekt als „Fleisch an den Knochen“ anzunehmen. Dabei entsteht möglicherweise eine Vielfalt von Erfahrungen, die sich lebenslänglich über Kontexte differenzieren lassen.

Meine Großmütter

Meine väterliche Großmutter (1871–1949) kam aus einer Pastorenfamilie und hatte vier Kinder. Mein Vater war ihr erster Sohn nach einer Tochter. Während wir in den Jahren 1946 bis 1950 auf dem großelterlichen Gut in Schleswig-Holstein als Flüchtlinge aufgenommen wurden, erinnere ich mich, wie sie mit ihren weißen Haaren auf der Bank vor der Haustür saß. Sie sah uns Kindern – es waren mehr als zehn Enkel im Haus – beim Spielen zu und war die Autorität, die für den Frieden zwischen den verschiedenen Familien ihrer Kinder in ihrem Haus sorgte. Sie sprach nicht viel. Ihr schmaler Mund und das Gesicht waren gütig. Wie sehr sie für mich eine „gute Kraft“ war, habe ich viel später entdeckt.

Meine mütterliche Großmutter (1875–1971), aufgewachsen auf einem Rittergut in Thüringen, kam 1946 aus Dresden zu uns auf das Gut der väterlichen Großeltern, nachdem ihr Mann von den Russen abgeholt und verschleppt worden war. Meine Mutter war ihr einziges Kind.

Zum Gegenüber wurde sie mir erst nach unserem Umzug nach Baden. Sie bezog das Zimmer mit der besten Aussicht auf den Hof. Wenn wir, ihre Enkelinnen und Kinder vom Hof, dort spielten, verbarg sie sich hinter dem Vorhang und beobachtete uns mit ihrem Lorgnon. Wenn sie spazieren ging, hatte sie einen Dreispitz auf dem Kopf und einen Elfenbeinknauf am Spazierstock.

Ich sah, dass sie hilfreich war für meine Mutter, die oft kränklich war und Schonung brauchte. Sie übernahm uns gegenüber gerne die Rolle des „Zerberus“. Es gab eine Zeit, in der mein Vater sie bremsen wollte in ihrer Bereitschaft, meine Mutter mit der Durchsetzung von Erziehungsmustern der vorletzten Generation zu unterstützen. Aber es kam anders. Er starb, und sie blieb. Sie hat meine Kinder- und Jugendjahre begleitet von 1946 bis 1971. Als sie mit 96 Jahren im Sterben lag, hatte sie sieben Urenkel und fragte mich, als ich ihr auf dem Sterbebett von unserer ersten Tochter, einem dreimonatigen Säugling, erzählte: „Folgt sie denn auch?“

Meine Mutter (1907–1995) als Omi

Meine Mutter, selbst Soldatentochter, bekam fünf Kinder, ich war das vierte. Als unsere erste Tochter geboren wurde, war diese schon ihr siebtes Enkelkind. Sie bemühte sich, keinen Enkelgeburtstag zu vergessen, und an Weihnachten besuchte sie ein Kind nach dem anderen. Als sie später in unserer Nähe in München wohnte, waren da Enkel, denen sie Klavierstunden gab. Unsere Töchter – geboren 1971, 1973 und 1978 – waren die letzten Babys in der Familie. Wir hatten keine regelmäßigen Treffs mit ihr. Oft war es ihr zu laut bei uns. Wenn sie zusah, wie unsere Töchter bei uns aufwuchsen, verunsicherte sie dies in ihren Maßstäben.

Auf unseren Mutter-Tochter-Kontakt haben diese Jahre nicht günstig gewirkt. Heute weiß ich, dass sie zu erschöpft war von den großen Anforderungen ihres Lebens, als dass sie sich für ihre kleinsten Enkelkinder hätte erwärmen können. Die einsamen Ehejahre im Krieg, Fluchtjahre und Flüchtlingszeit bis zum frühen Tod meines Vaters hatten sie viel Kraft gekostet.

Erst als unsere Kinder größer wurden, war „Omi“ für sie die „feine alte Dame“, die sie in ihren Rollenspielen gerne imitierten. Aber am Klavier, bei Handarbeiten oder auch mit ihrem Dackel war sie eine attraktive Großmutter.

Meine Schwiegermutter (1909–2007) als Großmutter

Unsere erste Tochter wurde auch für die andere Großmutter das sechste Enkelkind. Aber es kamen in jeder Familie ihrer drei Kinder noch weiter Enkelkinder nach, die alle mit großelterlicher Freude begrüßt und dann aber mit Distanz begleitet wurden. Wir besuchten sie häufig mit unseren kleinen Kindern in ihrem offenen Haus auf dem Land. Als unsere Jüngste zur Welt kam, wurde sie von ihr nicht mehr mit Neugier wahrgenommen. Sie bekam als letztes Enkelkind wenig Beachtung von dieser Großmutter, die sich jetzt mehr für ihre größeren Enkel interessierte, denen sie eine geschätzte Gesprächspartnerin war.

Wie es für mich als Großmutter aussieht

Wenn ich meinen Gedanken freien Lauf ließ, dann war mir selbstverständlich, dass auch meine Töchter sich Kinder wünschen neben anderen ernsten Ansprüchen an ihr Leben wie Ausbildung, Studium und den eigenen Lebensunterhalt verdienen. Ja, und dann setzt Partnerwahl auch Prioritäten, und es gibt schicksalhafte Abweichungen vom eigenen Lebensplan, welche wiederum diese Prioritäten ändern. In den Jahren, in denen die Töchter studierten, eigene Schritte wagten und sich dem Leben überließen, stellt sich ein natürlicher Abstand zwischen Eltern und Kindern her. Es war mir aus meiner eigenen Erfahrung sehr wichtig, einerseits diese Distanz zu würdigen und andererseits das eigene Leben – zwischen Kinder- und Enkelzeit – beruflich zu gestalten. Vieles änderte sich im Leben von Frauen in dieser Generation: Die Bewegungsfreiheiten im Beruflichen wurden größer und zugleich fordernder für Partnerschaften. In

diesem Kontext verschob sich das Alter der Frauen, die sich Kinder wünschten, weit in die dreißiger Jahre. Das war allgemein so, und auch bei unseren Töchtern.

Das hat dann lange gedauert! Die Situation des Wartens hat mich verunsichert und den Blick geschärft für die neuen Bedingungen des „Zeitgeistes“. Aber auch unbewusst wirkte die „Wartezeit“ offenbar. Mein linkes Bein fing an zu lahmen, das andere machte auch nicht mehr so richtig mit, beim Bergwandern gab es Blockaden, die schmerzhaft und schambesetzt waren. Was war eigentlich los? Erst im Winterurlaub erfuhren wir, dass die glückliche Fügung bestand, im nächsten Sommer ein Enkelkind zu bekommen. Wie angeschubst lief mein linkes Bein wieder bergauf.

Das Kindchen kam zur Welt und schoss wie ein Blitz ins Herz: Der schönste, rührendste Säugling, vollständig gesund und rosig, lag in meinem Arm.

Es dauerte nicht lange, da kam ein zweiter Junge in die gleiche Familie. Ebenfalls ein vollendetes Kerlchen, das alle Herzen öffnete. Seit die beiden da sind, richten sich meine Pläne gerne nach ihren „Ferien“ in NRW. Dabei ist mir wichtig, den Kindern zuzuhören, ihrer Mutter zuzuschauen oder ihr etwas abzunehmen. Ich lerne meine Tochter neu kennen.

Bedeutsam für meine Rolle als Großmutter wurde, dass ich zwischen Großmutter, Mutter und Schwestern aufgewachsen bin und unsere eigene Familie mit drei Töchtern ebenfalls keine Erfahrungen mit einem männlichen Kind angeboten hatte. Im Gegenteil! Großvater mütterlicherseits und der Vater, Enkel eines evangelischen Pastors, hatten als Soldaten Spuren hinterlassen, die Strenge, Verzicht und ritterliche Tugenden für Männer vorschrieben, Erfolg und sportliche Leistungen gehörten dazu. An diese Härten des familiären Erziehungskodex dachte ich erst mal nicht. Die „andere“ Seite dieser Tugenden, die Tatsache, dass es in den beiden Weltkriegen, an denen Vater und Großvater als Soldaten teilgenommen hatten, auch um Zerstören, Töten und um Sieg oder Niederlage gegangen war, verband ich mit Schrecken zunächst auch mit harmlosen Jungsspielen und -interessen meiner Enkel. Meine Tochter schaute ruhig zu und ließ sie, geduldig lenkend, gewähren. Ich erschrak öfter. Mir kam meine eigene Geschichte in die Quere, die damit in eine neue Phase der Selbstentdeckung mündete. Ich lernte: Das sind kleine Jungs!

Es gab vieles, was ich dazulernte: Baustellen besuchen, Bagger bestaunen, Stöcke sammeln, Pfützen ohne Vermeidungskunst entgegensehen, Technik in allen Feinheiten mit Lego bauen, sportliche Wettkämpfe, Fußball und Brettspiele, um die Konkurrenz auszutesten und das Verlieren zu üben.

Meine Tochter geht ihrem Beruf gerne und mit Engagement nach. Außerdem trägt sie damit neben ihrem selbstständigen Mann zum stabilen Verdienst der Familie bei. Das heißt, die Buben sind von klein auf gewöhnt – auch dies ist eine zeitgemäße Veränderung –, mittags und am frühen Nachmittag mit anderen Kindern und Aufsichtspersonen zusammen zu sein, bevor sie abgeholt werden. Diese sozialen Möglichkeiten schaffen für Mütter und Kinder die Möglichkeit eines breiteren Spektrums an Entwicklung als ein reiner „Heimservice“ bei Müttern.

Sehr eindrucksvoll ist an der Liebe zu den Enkelöhnen, dass von Anfang an eine körperliche Vertrautheit da war. Du gehörst dazu – „für immer“, sagte der Kleinere. Ich koche bereitwillig ihre Lieblingsgerichte und spiele mit ihnen unbekannte Spiele, lese viel vor – alles Dinge, die es für mich als Mutter in meiner Erinnerung so nicht gab. Und wir lernen uns nicht nur gegenseitig kennen. Die Familie des Vaters, sonst weitgehend unbekannt, schimmert in manchen Eigenheiten der Enkel durch und kann als liebenswert gesehen werden.

Noch bin ich – 1942 geboren – vom Alter der Enkel her gesehen und in der frischen, neugierigen Liebe zu ihnen eine „junge“ Großmutter. Ob noch Enkel dazukommen, bleibt ein Geheimnis.



Dr. Inga Wild
inga.wild@gmx.de